

Ulrich Laepple

Artikel in 3E, Nr. 4, 2013

Gemeinde im Klimawandel

Ein diakonisches Klima in der Gemeinde entsteht nicht von allein. Es muss gewollt, gefördert und gestaltet werden.

Welches „Klima“ in einer Gemeinde herrscht, spüren wir manchmal schon beim Hereinkommen in einen Gemeinderaum, beim Mitfeiern eines Gottesdienstes und erst recht an der Weise, wie die Menschen miteinander umgehen: Ob eine gewisse Heiterkeit, Natürlichkeit, ob Interesse und Offenheit füreinander da ist, wie die Menschen einander begegnen, wie sie kommunizieren, auch wie man als „Neuer“ angesprochen und begrüßt wird. In alldem und noch in vielem mehr wirkt sich aus, was wir mit dem eher unbestimmten Wort „Klima“ meinen. Wie ich dieses Klima „vertrage“, entscheidet darüber, ob ich gerne komme, gerne da bin und gerne mitarbeite. Sicher ist: Ein „gutes Klima“ macht Freude, erhöht die Bereitschaft zum Mitmachen und stärkt die Lebendigkeit einer Gemeinde.

Klima(ver)änderung ist möglich

Aber kann man ein Gemeindeklima „gestalten“, also verändern? Das Klima an der Nordsee oder am Mittelmeer ist, wie es ist - da ist nichts zu „machen“. Interessant ist aber: Unter Organisationsentwicklern, denen es um eine gute Unternehmenskultur von Unternehmen und Betrieben geht, ist die Frage nach dem „Klima“ und seiner Gestaltung von großem Gewicht. Sollte das – trotz der Unterschiede zu einem weltlichen Betrieb - nicht auch in der Gemeinde ein Anreiz sein zu fragen: Wer oder was hat Einfluss auf das Klima in einer Gemeinde, und in welche Richtung wollen wir es gestalten, also verändern?

Es gibt zwar Pessimisten, die sagen - nicht ohne entsprechende deprimierende Erfahrungen gemacht zu haben -, Gemeinden seien „veränderungsresistent“ – was nichts anderes heißt als: „Da ist Hopfen und Malz verloren“. Ist das so? Andere sagen: „Doch, Gemeinden können sich entwickeln, können sich im Hören auf das biblische Wort und in Kooperation mit dem Geist Gottes „reformieren“ und weise Entscheidungen treffen. Gemeinden sind nicht verdammt, in einem schlechten Klima gefangen zu bleiben. Veränderung ist möglich!“ Wenn der Apostel Paulus sagt: „Verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes...“ (Römer 12,2), dann meint er ganz sicher auch Gemeinden.

Was ist das „Diakonische“ an einer Gemeinde?

Auf das „Diakonische“ in der Gemeinde angesprochen, antwortet ein Pfarrer etwas gereizt: „Was sollen wir denn noch alles machen!?“ Doch diese Antwort beruht auf einem verbreiteten Missverständnis. Denn „Diakonie“ ist nichts Zusätzliches, nichts, was eine Gemeinde „auch noch“ macht. „Diakonie“ ist vielmehr, was eine Gemeinde *ausmacht*. Was damit gemeint ist, lässt sich eindrücklich an einer Gemeinde aus dem Berliner Norden zeigen. Ihr Pfarrer beschreibt sie so: „Je größer die Gemeinde, umso mehr Nöte in den eigenen Reihen. So könnte man die nüchterne Erfahrung einer wachsenden Gemeinde in der Großstadt Berlin beschreiben. Als Kirchengemeinde in einem – nunmehr 40 Jahre alten – Hochhausviertel hatten wir all die Jahre hindurch ‚unser Ohr am Boden‘: Liebeshungrige Kinder beim ‚offenen Nachmittag‘, Konfirmanden aus zerbrochenen Familien, Menschen an seelischen Abgründen und in Krisensituationen, und einfach ‚nur‘ die vielen Einsamen, Alten, irgendwie Angeschlagenen. Das sind die Menschen, die wir seit Jahren nicht nur ‚betreuen‘, sondern die in Christus neues Leben gefunden, seine Gemeinde als ihr Zuhause entdeckt haben und mit denen Gott kräftig seine Gemeinde baut.“

Gemeinde erweist sich bei genauem Hinsehen als ‚Brennglas‘ aller typischen Krankheiten unserer Zeit, als Spiegelbild unserer Gesellschaft. Ist der Name Jesus wirklich im Sinne von ‚Heil und Heilung‘ unter uns präsent? Besteht die Erwartung, dass Gottes ewiges Heil sich auch in Raum und Zeit heilend auswirkt am ganzen Menschen, also an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich?“ (aus „Kirche mit Herz und Hand. Wie Gemeinden ihr diakonisches Potenzial entfalten können“, S.105)

In diesen Sätzen spiegelt sich „diakonisches Klima“ wider. Sie fordern uns zu Antworten auf folgende Fragen heraus:

- > Haben wir in unserer Gemeinde „unser Ohr am Boden“, haben wir Augen, die wirklich sehen und sehen *wollen*. Und *wenn* wir sehen – welche Folgen hat das?
- > „Betreuen“ wir nur, oder teilen wir das Verständnis, dass Gott „seine Gemeinde gerne mit denen baut“, die an Leib und Seele verletzt sind und Brüche in ihrer Biografie mit sich tragen? Qualifiziert sie vielleicht gerade dieses scheinbare „Defizit“ zu einem bestimmten Dienst in der Gemeinde?
- > Und Hand aufs Herz: Ist unsere Gemeinde wirklich „Spiegelbild“ der Gesellschaft, wie jener Pfarrer es erlebt, oder fühlen sich die, die am Leben verletzt sind und diejenigen, die nicht aus „bürgerlichem“ Milieu stammen, bei uns eher fremd und fehl am Platz? Wie „gebildet“ oder „anständig“ muss man durchs Leben gekommen sein, um einer von uns zu werden?
- > Und nicht zuletzt: Ob wir wirklich erwarten, dass Gottes Heil in unserer Gemeinde konkret „an Leib und Seele und im zwischenmenschlichen Bereich“ erfahren wird? Ob diese

Erwartung in unseren Predigten geweckt wird, wir damit betend rechnen und die Gemeinde danach ausrichten und gestalten?

Meine, deine, unsere Diakonie

„Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er von Gott empfangen hat – als gute Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“ (1. Petrus 4,10). Dieser Satz beschreibt eindrücklich Voraussetzungen und Kennzeichen eines diakonischen Klimas. Das hier gebrauchte Verb „dienen“ gehört im griechischen Neuen Testament zur großen Wortfamilie „diakonein“ - wie „Diakonie“ (Dienst) und „Diakon“. Diese Begriffe sind im Neuen Testament – anders als wir meist denken - keine Spezialworte für soziales Helfehandeln, schon gar nicht nur von Institutionen wie z.B. einer Diakoniestation. Diese Begriffe sind von Hause aus vielmehr Grundworte der Gemeinde und Basisworte für die Gestaltung ihrer Gemeinschaft. „Diakonisch sein“ bedeutet darum: Was Du von Gott empfangen hast, gehört nicht nur dir, es gehört in die Gemeinde und soll Anderen zugute kommen. Bring deine Gaben in die Gemeinschaft ein – dann wird dein Singen dein Beten oder die Gabe der Organisation zu deiner Diakonie für andere, genauso deine Gabe der Rede oder des scharfen Verstands. Wenn du Kindern Geschichten spannend erzählen oder Jugendliche bei ihren Interessen packen kannst, ob es das Zuhören im Besuchsdienst ist, das Leiten einer Sitzung oder die Kunst der Raumgestaltung, dann erkenne: Das Puzzleteil, das du zum Ganzen beitragen kannst, ist deine Diakonie! Eine Gemeinde wird also diakonisch, wenn die, die zu ihr gehören, die Gaben einbringen und ausleben (dürfen!), die Gott in ihnen angelegt hat. Dass dies geschieht und gelingt, ist eine der vornehmsten Pflichten der Gemeindeleitung: Sie soll Gaben entdecken, wecken, wertschätzen und sie mit den „vielfältigen“ Aufgaben zusammenbringen. Auch das ist ein wesentlicher Faktor für das Entstehen eines „diakonisches Klimas“ in der Gemeinde.

„Einander“ – ein diakonisches Schlüsselwort

„Dient *einander*“! Das unscheinbare Wörtchen „einander“ sollten wir nicht überlesen. Es birgt ein wertvolles Geheimnis und meint Gegenseitigkeit: Jeder kann geben, und jeder ist bedürftig. Keiner ist nur stark, und keiner ist nur schwach. Keiner ist nur arm und keiner ist nur reich. Und keiner ist das eine oder das andere immer. Das Neue Testament lässt an vielen Stellen ein besonderes Gespür für die Gegenseitigkeit im zwischenmenschlichen Umgang erkennen: „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor“ (Römer 12,10). „Einer trage des anderen Lasten“ (Galater 6,2), und öfter.

Hinter diesem „einander“ steht eine Haltung, die Haltung der Aufmerksamkeit und Liebe gegenüber dem Anderen. Sie will uns davor bewahren, einem „Helfersyndrom“ anheimzufallen. Denn das beste Helfen kann verdorben werden, wenn der Helfer seine Stärke so hervorkehrt, dass der, dem geholfen wird, sich „klein“, „mickerig“ und „unmündig“ vorkommt (oder dazu

gemacht wird). Ich erinnere mich an das harte, aber verständliche Wort einer bettlägerigen Kranken, die zu einer Besucherin sagte: „Ich kann Ihre kraftstrotzende Art nicht mehr ertragen.“ Die Besucherin hatte die schwere Lage ihres Gegenübers ganz aus dem Blickfeld verloren. In der Haltung des „Einander“ übt man jedoch keine Dominanz aus, spielt man nicht die Überlegenheit über den Schwächeren aus. Die Haltung des „Einander“ bewahrt einen selber vor Maßlosigkeit und Burnout. Denn wer nicht mehr empfangen kann, weil er nicht mehr um seine eigene Bedürftigkeit weiß, wird auch ein schlechter Helfer sein

Das Wörtchen „einander“ zeigt uns also, dass die Aufgabe, ein diakonisches Klima zu gestalten, ein besonderes Übungsfeld darstellt. Paul-Herrmann Zellerfeld Held stellt in seinem Buch „Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung“ die wichtige Frage: „Wie kann eine Gemeinde zum gemeinsamen Lebensraum von Gesunden und Kranken, von Behinderten und Nichtbehinderten, von Starken und Schwachen, von Armen und Reichen, von Stablen und Instablen, von Leistungsfähigen und Leistungsschwachen, von Außenseitern und gesellschaftlichen Insidern werden?“

In einem diakonischen Klima wachsen besondere Pflanzen

Die Antwort auf diese Fragen muss jede Gemeinde geben. Aber man soll wissen: Die Gemeinde ist ein Ort, wo Erfahrungen mit „Diakonie“ zunächst zum Alltäglichen gehören: Wenn eine behinderte Konfirmandin im Rollstuhl selbstverständlich in die Konfirmandengruppe integriert ist und am Konfirmationstag eingesegnet wird; wenn eine Sonderkollekte für Kinder abgekündigt wird, die die Sommerfreizeit der Gemeinde nicht bezahlen können und dann der Kollektenkorb übertoll ist von Geldscheinen; wenn sich die Gruppe der Anonymen Alkoholiker ohne stigmatisiert zu werden im Gemeindehaus trifft; wenn für Kranke gebetet wird und der gemeindliche Besuchsdienst mit der Diakoniestation gut zusammenarbeitet.

Irgendwann wird sich der Radius des Diakonischen weiter nach außen öffnen und die Gemeinde verstärkt das Gemeinwesen mit seinen sozialen Herausforderungen in den Blick bekommen. Darum war es nicht zufällig, dass jene Berliner Gemeinde, von der oben berichtet wurde, sich irgendwann zu einem (gut vorbereiteten) gemeinsamen Schritt entschied: Sie gründete ein Familienzentrum. Mit ihm wirkt sie hinein in den sozialen Brennpunkt ihres Stadtteils und begegnet mit Gastfreundschaft, Kompetenz und Liebe Menschen und Milieus, mit denen sie anders nie in Berührung gekommen wäre.